

Der gesellschaftliche Status bestimmte, ob und in welcher Weise der Kaiser seine Untertanen in Konstantinopel empfing. Normalbürger waren vom Zutritt ausgeschlossen, nur die höheren sozialen Schichten durften einen Fuß in den Palast setzen. Von Prestige und erreichtem Rang hing es ab, ob der einzelne den Kaiser nur aus der Ferne zu Gesicht bekam oder ob er sich ihm nähern durfte. Besonders wichtige Männer konnten erwarten, dass der Kaiser sie individuell begrüßte. Doch das Hofzeremoniell war nicht starr festgelegt. Der Herrscher konnte ohne weiteres Veränderungen vornehmen, und bei solchen Gelegenheiten regte sich nicht nur Missgunst unter den verschiedenen Rangklassen, sie alle erfuhren die überlegene Macht des Kaisers.

Social status determined whether and how subjects were received by the emperor in Constantinople. Only the upper social strata were permitted to set foot in the palace, non-entities were not welcome. Prestige and rank determined whether a visitor saw the emperor only from a distance or was allowed to approach him. Important men could expect individual acknowledgement. But the court ceremonial was not inflexible, and the emperor enjoyed considerable discretion as to how the rules were to be applied. When he exercised that discretion, the different ranks of the elite not only came to envy each other, they were also all reminded of the emperor's superior power.

Rene Pfeilschifter

## Zur Audienz bei Justinian

### Die Inszenierung sozialer Ungleichheit und deren Durchbrechung in der Spätantike

„Justinian fiel alles leicht, weniger weil er einfach zufriedenzustellen war, sondern weil er, wie gesagt, nur sehr selten schlief und für alle Menschen ohne weiteres zugänglich war. Den Leuten, selbst völlig unbekannt und unbedeutend, stand es weitgehend frei, vor diesen Tyrannen nicht nur zu kommen, sondern auch sich mit ihm zu unterhalten und insgeheim mit ihm zusammenzutreffen.“ Machten sie aus Unwissenheit oder Nervosität Fehler, sah JUSTINIAN darüber hinweg: „[...] er gab sich leicht zugänglich und freundlich gegenüber denen, die mit ihm zusammentrafen. Kein Mensch wurde vom Zutritt zu ihm ausgeschlossen, er wurde nicht einmal mit denen jemals ärgerlich, die vor ihm standen oder sprachen, ohne das Zeremoniell einzuhalten.“<sup>1</sup>

Kaiser JUSTINIAN herrschte vor eineinhalb Jahrtausenden, von 527 bis 565, über das Römische Reich, aber er zeigte ein Benehmen, das jedem demokratischen Regierungschef unserer Zeit gut anstehen würde. Unermüdliche Tätigkeit, Volksnähe, Bereitschaft zu Treffen unter vier Augen, jedenfalls außerhalb der Öffentlichkeit, Übersehen der aufgeregten Fehler jener, die nicht recht wussten, wie sie sich in der unvertrauten Umgebung benehmen sollten – JUSTINIAN behandelte seine Untertanen mustergültig, und dabei musste er sich nicht einmal um eine Wiederwahl bemühen!

Erste Zweifel am Konstantinopolitanischen Idyll weckt freilich der Autor der schönen Zeilen. Es ist PROKOP, ein mittlerer Amtsträger, vor allem aber der berühmteste (und beste) Geschichtsschreiber der JUSTINIANISCHEN ÄRA. Seine Meinung von JUSTINIAN ist ambivalent. Während PROKOP in den *Bauten*, einem Auftragswerk, das die JUSTI-

NIANISCHEN Baumaßnahmen im ganzen Reich beschreibt, den Kaiser ohne jede Einschränkung verherrlicht, übt er in seinem Hauptwerk *Kriege*, in dem er sich freier äußern kann, mitunter deutliche Kritik an JUSTINIAN und seinen (außen)politischen Leistungen. Die eingangs angeführten Zitate stammen aber aus der *Geheimgeschichte*, einem Werk, das im griechischen Original *Anekdotai* heißt, „Die unveröffentlichten Schriften“. Schon nach ein paar Seiten versteht der Leser den Grund für den Verzicht auf eine Publikation. Die *Geheimgeschichte* ist ein (hochintelligentes) Machwerk, das allen denkbaren und nicht denkbaren Schmutz auf JUSTINIAN und seine Frau THEODORA häuft. Die Kaiserin wird von PROKOP wegen ihres promiskuitiven Vorlebens als Schauspielerin angegriffen, Justinian muss als „Fürst der Dämonen“<sup>2</sup> herhalten, beide haben nur eines im Sinn: das Unglück ihrer Untertanen und den Ruin des Reiches. PROKOP arbeitet in dem Werk seine Frustration auf, über die eigene mediokre Laufbahn und über den Zustand des katastrophengeschüttelten Reiches, das sich nach Meinung vieler Zeitgenossen Mitte des sechsten Jahrhunderts kurz vor der Apokalypse befand. Die *Geheimgeschichte* spiegelt aber auch das Ressentiment der zivilen und kulturellen Eliten wider, gegen eine Kaiserin, die in ihren Augen eine hochgeheiratete Prostituierte war, gegen einen Kaiser, der nach Fug und Recht auf dem

<sup>1</sup> Prokop: *Geheimgeschichte* 13,1; 15,11 f. Die *Geheimgeschichte* ist am leichtesten zugänglich in der Tuscolumausgabe [3], mit den wichtigen Erläuterungen von LEPPIN und MEIER.

<sup>2</sup> Prokop: *Geheimgeschichte* 12,26; 30,34.



Bild 1. JUSTINIAN mit Gefolge (Mosaik, San Vitale, Ravenna, zwischen 546 und 548): Bischof MAXIMIAN VON RAVENNA, weitere Kleriker, hohe Amtsträger und Leibwächter begleiten JUSTINIAN. Der Kaiser trägt auf der rechten Seite seines Purpurgewands einen bunten Besatz. Bei der Audienz hatten hochrangige Senatoren traditionellerweise niederzuknien und den Besatz zu küssen. JUSTINIAN küsste die Senatoren dann seinerseits aufs Haupt und entließ sie.

Balkan ein Feld pflügen würde, wenn nicht sein Onkel JUSTIN eine glänzende Militärkarriere gemacht hätte, die ihn 518 aus dem Nichts auf den Thron geführt hatte.<sup>3</sup>

Unter diesen Umständen kann PROKOP die Zugänglichkeit dem „Tyrannten“ JUSTINIAN kaum als Vorzug angerechnet haben. Tatsächlich fährt er, unmittelbar nach dem obigen Zitat, fort: „Das war allerdings kein Grund für ihn, vor den Menschen zu erröten, die er zugrunde richtete. Nicht die Spur ließ er sich in Gegenwart derer, die unangenehm aufgefallen waren, zu Ärger oder Jähzorn hinreißen. Statt dessen gab er mit freundlicher Miene, lächelnden Augen und gesenkter Stimme seine Befehle: für den Untergang unzähliger unschuldiger Menschen, für die Zerstörung von Städten, für die Registrierung und vollständige Konfiskation von Vermögen. Aus dem Habitus hätte man auf das Gemüt eines Schäfchens schließen können. Die Wirklichkeit sah anders aus: Wenn ihn jemand zu besänftigen suchte und mit flehenden Bitten für die Übeltäter Fürsprache einlegte, wurde er wütend, bleckte die Zähne und schien sich in Rage zu steigern, damit in Zukunft ja keiner von seinen ‚Vertrauten‘ auf die Idee komme, ein gutes Wort einzulegen.“<sup>4</sup>

PROKOP lässt keinen Zweifel daran, was er von JUSTINIAN hält. Dessen Freundlichkeit bestreitet er allerdings nicht, er gibt ihr nur die schlechtestmögliche Interpretation. Die routinierte Beherrschtheit sieht PROKOP als Beweis für JUSTINIANS Verschlagenheit. Doch wenn man Übertreibungen wie die regelmäßige Zerstörung von Städten weglässt, bleibt festzustellen, dass Hinrichtungen und Konfiskationen zu den meisten Zeiten der Weltgeschichte zum selbstverständlichen Standard staatlicher Machtausübung gehörten. Wäre es wirklich besser gewesen, JUSTINIAN hätte Todesurteile mit hochrotem Kopf und lautem Gebrüll verkündet? Nur wenn es um die Begnadigung von Delinquenten ging, verfuhr JUSTINIAN brüsker, aber lediglich gegenüber seinen eigenen Beratern. Er war nicht der erste und nicht der letzte Politiker, der hinter den Kulissen tobte, während er der

Allgemeinheit stets sein bestes Benehmen zu zeigen versuchte. Und selbst hierfür gibt PROKOP ein einleuchtendes Motiv an: Der Kaiser wollte Nachahmer abschrecken, vielleicht um bloßes Lobbying zu verhindern, ohne dass eine neue Beweislage vorlag. Dies sorgte im Sinne der Strafgerechtigkeit immerhin dafür, dass ausgezeichnete Kontakte zum Hof nicht die einen retteten, während die anderen wegen der gleichen Vergehen sterben mussten.

JUSTINIANS öffentliches Verhalten war also ansprechend, trotz PROKOPS Bemühungen, es ins düsterste Licht zu rücken. An einer anderen Stelle der *Geheimgeschichte* zeichnet er aber auch auf der faktischen Ebene ein Bild, das mit der bisher festgestellten Ungezwungenheit der JUSTINIANSchen Audienz nun tatsächlich unvereinbar ist. „Unter den staatlichen Reformen Justinians und Theodoras ist auch folgende zu nennen. Bislang hatte der Senat, wenn er vor den Kaiser trat, auf folgende Weise seine Reverenz erwiesen: Ein Patrizier [kniete nieder und] küsste ihn auf die rechte Brust; der Kaiser küsste ihn dann auf den Kopf und entließ ihn. Alle anderen beugten das rechte Knie und entfernten sich. Der Kaiserin diese Begrüßung zu erweisen war nie üblich gewesen. Unter Justinian und Theodora traten sie alle, die Patrizier eingeschlossen, ein, warfen sich sofort zu Boden, streckten Hände und Füße weit aus, berührten die Füße eines jeden mit den Lippen und standen auf. Auch Theodora verzichtete nämlich nicht auf diese Ehrung [...] Bislang hatten diejenigen, die mit dem Kaiser sprachen, ihn ‚Kaiser‘ und seine Frau ‚Kaiserin‘ genannt, jeden der übrigen Amtsträger entsprechend der Stellung, die er gerade innehatte. Wenn sich aber jemand mit einem von diesen beiden unterhielt und auf den Kaiser oder die Kaiserin zu spre-

<sup>3</sup> Als Einführung in JUSTINIAN und seine Epoche eignen sich [12] und [11]. Die wichtigste ausführliche Darstellung ist zurzeit [13]. Einen aktuellen Forschungsüberblick gibt [10]. Für PROKOP vgl. [6, 5, 8].

<sup>4</sup> *Prokop*: *Geheimgeschichte* 13,2 f.



Bild 2. BARACK OBAMA beim Wahlkampf in Iowa (Onawa, Ia., März 2007)  
 ©www.flickr.com/photos/iowapolitics

chen kam, ohne sie ‚Herr‘ und ‚Herrin‘ zu nennen, oder wenn er es vermied, die übrigen Amtsträger als ‚Sklaven‘ zu bezeichnen – ein solcher Mann galt als ignorant und unverschämt, und da er sich aufs schwerste verfehlt und an denjenigen vergangen hatte, gegen die er das wenigste Recht hatte, wurde er vom Hof entfernt.“<sup>5</sup>

Durch die ersten Zeilen vermag sich der Leser noch mit der Feststellung zu retten, dass PROKOP hier eine große, formale Audienz schildert (Bild 1); immerhin ist vom gesamten Senat die Rede. JUSTINIANS Zugänglichkeit zeigte sich wohl eher in intimeren, weniger regulierten Begegnungen, und um solche scheint es in den anderen Stellen ja zu gehen („insgeheim mit ihm zusammenzutreffen“). Doch schon die Tendenz der ganzen Passage passt schlecht zu JUSTINIANS angeblicher Offenheit: PROKOP schildert ja eine wesentliche Verschärfung des Zeremoniells, die bei den Betroffenen auf Unmut stieß. Gar keinen Spielraum für die Vereinbarkeit von Unvereinbarem lässt der Schluss. PROKOP meint hier offensichtlich jedes Gespräch mit Kaiser oder Kaiserin, vom Rahmen eines prunkvollen Empfangs bis zu Vieraugentreffen mit hohen Amtsträgern. Der Wunsch, andere Menschen, seien sie auch abwesend, als Sklaven bezeichnen zu lassen, deutet nur in seltenen Fällen auf eine ungezwungene Atmosphäre.<sup>6</sup>

Die Beschreibung der fußfälligen Verehrung des Kaisers passt gut zu dem, was wir sonst über das spätantike Hofzeremoniell wissen. Ein AUGUSTUS (27 v. Chr. – 14 n. Chr.) und ein TRAJAN (98 – 117) hatten sich noch darum bemüht, nicht als Herrscher, sondern als Princeps, als ‚Erster‘ gegenüber dem römischen Volk und vor allem gegenüber den Senatoren aufzutreten. Diese Zeiten waren spätestens seit dem dritten Jahrhundert vorbei, als das Reich in der Krise steckte und die Kaiser so schnell stürzten, dass mancherorts die Nachricht von ihrem Untergang eher eintraf als die von ihrer Thronbesteigung. Die Erhebung des Kaisers in göttliche Sphären, seine Distanz gegenüber den Untertanen, das ehrfurchtsvolle Schweigen in seiner heiligen Gegenwart, nicht zuletzt sein edelsteingeschmücktes

Purpurgewand dienten dazu, das Kaisertum zu stabilisieren. An diesem Zeremoniell hielten die Kaiser auch fest, als die Lage wieder ruhiger geworden war, nur dass sie sich jetzt, wo das Reich christlich geworden war, nicht mehr als göttlich, sondern als Beauftragte Gottes ansahen. Stellvertreter Gottes zu sein war, genau betrachtet, sogar mehr als ein einzelner Gott neben vielen anderen. Insbesondere JUSTINIAN war von seiner gottgewollten Mission durchdrungen. Dazu passt sehr gut, dass er sogar den Patriziern, den vornehmsten Senatoren, abverlangte, sich flach auf den Boden zu werfen und seine Füße zu küssen.<sup>7</sup>

Der Eindruck, den die im ersten Absatz zitierten PROKOP-Stellen erwecken, geht also denkbar weit an der Wirklichkeit des sechsten Jahrhunderts vorbei. Die Schuld daran trägt nicht die Feder PROKOPS: Was Freundlichkeit und Zugänglichkeit ausmacht, hängt immer vom Kontext ab. Wenn JUSTINIAN – ein fiktives Beispiel – einem gebrechlichen Senator das Hinwerfen auf den Boden erließ und sich mit einem Kniefall und einem Kuss auf die rechte Brust begnügte, dann galt das der anwesenden Hofgesellschaft zweifellos als Ausweis von Menschenfreundlichkeit. Wir würden anders urteilen. Aber nur, weil die moderne Gesellschaft des Westens auf dem Ideal der Gleichheit aufbaut. Ungleichheiten existieren natürlich, und jeder weiß um sie, aber es gehört zum guten Ton, sie im äußeren Verhalten

<sup>5</sup> *Prokop*: Geheimgeschichte 30,21-26. S. auch ebd. 10,7; 15,15 und *Johannes Lydos*: Über die Ämter des römischen Staates I 6 (zugänglich in [2]), der PROKOP in der Sache bestätigt, aber eine ungleich freundlichere Interpretation findet: JUSTINIAN habe die Anrede ‚Herr‘ als unangenehm empfunden.

<sup>6</sup> Zur PROKOP-Stelle vgl. [8, S. 134 – 140], [7, S. 355 f., 366 f.] und [9, S. 119 f.]. KOLB ist skeptisch hinsichtlich der Historizität, nicht nur wegen PROKOPS Voreingenommenheit, sondern auch wegen der falschen Behauptung, der Kaiser sei vor JUSTINIAN nicht ‚Herr‘ genannt worden. Doch PROKOP meint an dieser Stelle nicht mehr die formale Begrüßung des Kaisers, sondern die bislang ungezwungene Anrede im Laufe eines Gesprächs und die Nennung von abwesenden Dritten (etwa der Kaiserin und hoher Amtsträger).

<sup>7</sup> Zum spätantiken Hofzeremoniell vgl. immer noch die Standardwerke [4] und [15]. Speziell zur Begrüßung des Kaisers, der sog. Adoratio oder Proskynese, [4, S. 41 f., 63 f.], [15, S. 87, 91 f.] und [9, S. 39 – 41, 83, 117 – 119].

zu negieren oder wenigstens nicht zu betonen. Insbesondere gilt dies für die Politik. Die Demokratie hat es erfreulicherweise mit sich gebracht, dass jeder Erwachsene wählen darf und dass jede Stimme gleich viel wert ist. Bekommen die Wähler den Eindruck, dass sich ein Politiker für etwas Besseres hält als sie selbst, bedeutet dies den Anfang vom Ende seiner Karriere. Deshalb sehen wir heutzutage immer mehr öffentliche Repräsentanten in Jeans und offenem Hemd, im manchmal verkrampften Bemühen, möglichst locker und volksnah zu wirken. Und deshalb hatten die Amerikaner bei den vergangenen Vorwahlen in den Vereinigten Staaten wiederum das basisdemokratische Vergnügen, aus nächster Nähe zuzusehen, wie die Kandidaten sich in sogenannten Town hall meetings präsentierten. So bemühten sich die Aspiranten, oftmals Multimillionäre, in einem Land von 300 Millionen Einwohnern immer wieder darum, in Marktflecken, deren Namen schon 50 Meilen weiter keiner mehr kennt, nach bestem Wissen und Gewissen Fragen zu den Schwierigkeiten der lokalen Ökonomie zu beantworten (Bild 2).

In der Spätantike, wie in den meisten vormodernen Gesellschaften, kam der Idee der Gleichheit kein besonderer Stellenwert zu. Soziale Ungleichheiten waren nicht nur in hohem Maße vorhanden, sie galten auch als selbstverständlich, und es war niemandes Ziel, auch nicht der Kirche, sie zu überwinden. Die Unterschiede zwischen den Schichten wurden nicht verwischt, sondern in Kleidung, Gesetzgebung und beruflicher Tätigkeit betont. Einzelne vermochten die sozialen Schranken durchaus zu überwinden, etwa JUSTINIANS Onkel JUSTIN, grundsätzlich aber konnte jeder erwarten, so behandelt zu werden, wie es seinem ererbten oder erworbenen Status entsprach. So wurde die Gesellschaft stabilisiert. Der Kaiser musste sich also nicht darum bemühen, den Abstand zu den Patriziern zu verringern. Im Gegenteil, jeder erwartete, dass er ihn aufrechterhielt und auch äußerlich, im Zeremoniell, zum Ausdruck brachte. Spontane Verbrüderungen hätten nur Ratlosigkeit ausgelöst.

Ebensoviel kam darauf an, dass der Kaiser die gesellschaftlichen Gruppen nicht gleich behandelte, sondern gemäß ihrem Status. Deshalb genossen die Patrizier das Privileg, bei ihrem Kniefall den Kaiser auf die rechte Brust zu küssen und wiederum von ihm geküsst zu werden; einfache Senatoren mussten sich mit dem Kniefall begnügen, ohne dem Kaiser nahe zu kommen. Die Ersteren traten einzeln und in ebenfalls hierarchisierter Reihenfolge vor den Herrscher, die Letzteren eventuell nur in der Gruppe. Das Empörende an JUSTINIANS Reform bestand also nicht bloß in der Einführung des Fußkusses, was die Distanz dann doch etwas zu sehr hervorhob (von der Verehrung der Kaiserin ganz zu schweigen); mindestens ebenso schlimm war, dass alle Senatoren ihn gleichermaßen verrichten mussten. Die übrigen Senatoren konnten sich, wenn sie im Staub lagen, immerhin am neuen Vorrecht der kaiserlichen Berührung erfreuen. Die Patrizier mussten im Gegenteil hinnehmen, dass ihnen dieses Distinktionsmerkmal genommen wurde. Den gleichen Effekt hatte der Sklavename: Die Patrizier verloren die glänzenderen Titel, und alle trugen die neue Bezeichnung gleichermaßen. Daraus lässt sich schließen, dass PROKOPS Kritik vor allem die Unzufriedenheit der Spitzen der Hofgesellschaft aufnahm. Ihnen blieb nur der Trost, dass immerhin noch nicht jedermann bei Hof vorgelesen wurde. Menschen ‚aus dem Volk‘ erhielten nämlich keine Chance, als Individuen vor den Kaiser zu treten. Sie

konnten froh sein, den Kaiser in der Kirche oder bei einer Prozession von Ferne zu sehen, falls sie durch den Wald von Leibwächtern hindurchspähen konnten; am besten standen die Chancen noch im Hippodrom, wenn der Kaiser und sein Volk sich gemeinsam an den Spielen erfreuten. Nur in der Gruppe konnten einfache römische Bürger den Kaiser auf sich aufmerksam machen, durch Jubel, durch das Anstimmen von Sprechchören mit Forderungen oder, was gar nicht selten vorkam, durch Steinwürfe.

Aber sagt PROKOP nicht das Gegenteil? In den Eingangsziten behauptet er, dass es „selbst völlig unbekannt und unbedeutenden“ Leuten frei stand, vor JUSTINIAN zu erscheinen und mit ihm „insgeheim“ zu sprechen. Und was ist mit der Maxime, dass kein Mensch am Zutritt gehindert wurde? Natürlich ist nicht auszuschließen, dass PROKOP schlicht das Blaue vom Himmel herunterlog. Doch es ist unwahrscheinlich. Wollte PROKOP seinem Werk eine gewisse Durchschlagskraft verschaffen – und das wollte er zweifellos, ansonsten hätte er sich mit privatem Rasonieren begnügt –, dann durfte er im Bereich des faktisch Nachprüfbaren die Wahrheit nicht zu sehr außer Acht lassen. Wieder täuscht die Erfahrung der egalitären Demokratie den modernen Leser. Wir nehmen selbstverständlich an, dass PROKOP hier ‚jeder-mann‘ meint, solange dieser erwachsen und bei Verstand ist. Eine Gesellschaft, die auf dem Prinzip der sozialen Ungleichheit ruht, liest solche Zeilen anders. Keine Quelle berichtet davon, dass einfache Müller im Palast erschienen wären und sich gar mit JUSTINIAN zur privaten Beratung zurückgezogen hätten. Das Schweigen kommt einem Beweis gleich, denn ein derart jeder Norm widersprechendes Verhalten wäre keinesfalls unkommentiert geblieben. Von welchem Personenkreis spricht PROKOP aber dann?

An einer anderen Stelle der *Geheimgeschichte*, und zwar unmittelbar nach der Passage über die Bezeichnung der Amtsträger als Sklaven, gibt PROKOP einen Hinweis, der meiner Meinung nach das Rätsel löst: „Früher kamen nur wenige in den Palast, und selbst die mit Mühe, seit aber diese [JUSTINIAN und THEODORA] die Herrschaft angetreten hatten, hielten sich die Amtsträger und alle übrigen ununterbrochen im Palast auf.“ Vor JUSTINIAN nämlich, erklärt PROKOP, konnten die Magistrate nach eigenem Ermessen entscheiden, und zwar in gerechter und gesetzeskonformer Weise, nun aber zog das kaiserliche Paar alles an sich und zwar zum Ruin der Untertanen, was diese wiederum dazu brachte, am Hof vorzusprechen. Die Gerichtshöfe standen weitgehend leer, im Palast drängten sich die Massen.<sup>8</sup> Wer ist mit den ‚Amtsträgern und allen übrigen‘ gemeint? Offenbar handelte es sich um Mitglieder der Oberschichten, die früher nicht regelmäßig bei Hof erschienen waren: Magistrate der mittleren Hierarchieebene, aus Konstantinopel wie aus den Provinzen, sowie lokale Eliten und Senatoren niederen Ranges, die sonst fern der Hauptstadt weilten. Letztere besaßen das Recht auf Zugang ohnehin, nur nahmen sie es jetzt auch wahr. Anfangs mochte JUSTINIAN lediglich seine Amtsträger herbeizitiert haben, aber sobald sich erst herumgesprochen hatte, dass er für so ziemlich alles ein offenes Ohr hatte, riss der Strom in den Palast kaum mehr ab. Ein Gespräch mit dem Kaiser selbst konnte nämlich für Bittsteller endloses Gezerre auf unteren Ebenen schlagartig beenden. JUSTINIAN aber erhielt aus

<sup>8</sup> *Prokop*: *Geheimgeschichte* 30,27-30. Zu JUSTINIANS Eingriffen in die Justiz s. auch ebd. 14,3-23 (äußerst polemisch).

erster Hand Informationen und entging so der Kommunikationsfalle, in die Spitzenpolitiker öfters geraten, nämlich die Außenwelt nur noch durch die Filterung der engsten Berater wahrzunehmen. Deshalb setzte der Kaiser auf eigene Erledigung anstatt auf Delegation an die Minister, trotz der zeitraubenden Vervielfachung der sozialen Kontakte.

„Jedermann“ war also immer noch ein begrenzter Personenkreis. Für die Hofelite mochte es aber so aussehen, als ob das ganze Reich sich im Palast tummelte, und in PROKOPS aufgebauchtem Szenario findet sich noch ein Widerhall dieser Überraschung. Diese nun zugelassene „mittlere Elite“ wurde bei der Audienz kaum besser behandelt als die Patrizier, eher deutlich schlechter. Aber der Verlust des exklusiven Zugangs zum Herrscher ließ viele gesellschaftliche Spitzen glauben, dass sie völlig ins Hintertreffen geraten seien und dass vieles hinter ihrem Rücken lief. Deshalb der Glaube, JUSTINIAN treffe sich im Geheimen mit bis eben bedeutungslosen Menschen.

JUSTINIANS Neuerungen im Audienzprotokoll und die empörte, aber letztlich hilflose Reaktion der Hofelite zeigen, wie es um die Machtlagerung in Konstantinopel bestellt war. Es gab keinen geschlossenen Adelsstand, der über autonome Normen und gemeinsame Identität verfügte und bei Bedarf den Monarchen fühlen lassen konnte, was mit ihm zu machen war und was nicht. Die Oberschicht definierte sich über die Nähe zum Kaiser, denn er wies alle Ämter und Privilegien zu. Sein Wohlwollen war der höchste zu erringende Preis. Es existierte keine einheitliche Elite, sondern verschiedene Eliten, ja mehr noch: Jeder stand für sich, allein mit seinem Kaiser. Je loyaler und effektiver einer ihm diente, desto mehr Verantwortung, Macht und Prestige durfte er erwarten.

Das eröffnete dem Kaiser weite Verfügungsgewalt bei der Inszenierung sozialer Ungleichheit. Er war kein Gefangener des Hofzeremoniells, wie dies später LUDWIG XVI. in Versailles passieren sollte, sondern er konnte dieses jederzeit seinen Zwecken anpassen. Oft hatte dies rein tagespolitische Motive. Ein Beispiel von einem früheren Kaiser: Der arabische Fürst AMORKESOS erlaubte sich im fünften Jahrhundert einige Übergriffe auf römisches Gebiet. Als er sich dann aber mit dem Gedanken trug, mit dem Reich ein Bündnis zu schließen, wurde er 473 in Konstantinopel äußerst zuvorkommend behandelt. Kaiser LEON I. empfing ihn ohne Weiteres zur Audienz und bat ihn zur kaiserlichen Tafel, Privilegien, auf deren Wahrung die Konstantinopelitaner Elite eifersüchtig bedacht war. Amorkesos nahm an Senatssitzungen teil, wo er, was am schlimmsten war, unter den vornehmsten Patriziern Platz nehmen durfte. Es half sicher nicht, dass die Senatoren auch noch aufgefordert wurden, den Gast aus ihren Mitteln zu beschenken. LEON scheint der Ärger nicht verborgen geblieben zu sein, denn immerhin rechtfertigte er sein Handeln damit, dass AMORKESOS bereit sei, zum Christentum überzutreten. Dass diese Behauptung dem Kaiser nicht abgenommen wurde, hinderte diesen aber keineswegs, an seiner Linie festzuhalten. Keiner von den Zurückgesetzten wagte offen zu protestieren, und niemand ließ AMORKESOS ohne Geschenk heimkehren.<sup>9</sup>

<sup>9</sup> *Malchos von Philadelphia*, Fragment 1 (am besten zugänglich in [1]). Zum Hintergrund erschöpfend [14, S. 61 – 91, 96 – 103, 106 – 111]. Die Flexibilität des Zeremoniells betont auch [7, S. 357 – 366, mit weiteren Beispielen].

LEON zögerte also nicht länger als sein Nachfolger JUSTINIAN, wenn eine Änderung der protokollarischen Regularien Not tat. Nur war dessen Eingriff schmerzvoller, weil er sich nicht mit der Abreise eines arabischen Kleinkönigs in Luft auflöste. Beide Kaiser durchbrachen die sorgfältige Inszenierung der sozialen Abstufung aber ohne Weiteres. Das verschaffte nicht nur außenpolitischen Vorteil, wie in LEONS Fall, oder erleichterte ein persönliches Regiment, wie bei JUSTINIAN. Die Eliten erhielten das Signal, dass es in Konstantinopel immer gesellschaftliche Ungleichheit geben werde, aber dass allein der Kaiser bestimme, wer weniger ungleich war und wer mehr.

## Quellen

- [1] *Blockley, R. C. (Hrsg.): The Fragmentary Classicising Historians of the Later Roman Empire. Eunapius, Olympiodorus, Priscus and Malchus. Bd. 2: Text, Translation and Historiographical Notes (Arca 10). Liverpool, 1983*
- [2] *Le Lydien, Jean: Des magistratures de l'État romain. Texte établi, traduit et commenté par Michel Dubuisson/Jacques Schamp, 2 Bde. (Collection des Universités de France). Paris, 2006*
- [3] *Prokop: Anekdoten. Geheimgeschichte des Kaiserhofs von Byzanz. Griechisch-deutsch. Übersetzt und herausgegeben von Otto Veh. Mit Erläuterungen, einer Einführung und Literaturhinweisen von Mischa Meier und Hartmut Leppin (Sammlung Tusculum). Düsseldorf u. a., 2005*

## Literatur

- [4] *Alföldi, Andreas: Die monarchische Repräsentation im römischen Kaiserreiche. Mit Register von Elisabeth Alföldi-Rosenbaum. 2. Aufl. Darmstadt, 1970*
- [5] *Beck, Hans-Georg: Kaiserin Theodora und Prokop. Der Historiker und sein Opfer (Serie Piper Porträt 5221). München u. a., 1986*
- [6] *Cameron, Averil: Procopius and the Sixth Century (The Transformation of the Classical Heritage 10). Berkeley, 1985*
- [7] *Herrmann-Otto, Elisabeth: Der Kaiser und die Gesellschaft des spätrömischen Reiches im Spiegel des Zeremoniells. In: Kneissl, Peter; Losemann, Volker (Hrsg.): Imperium Romanum. Studien zu Geschichte und Rezeption. Festschrift für Karl Christ zum 75. Geburtstag. Stuttgart, 1998. S. 346 – 369*
- [8] *Kaldellis, Anthony: Procopius of Caesarea. Tyranny, History, and Philosophy at the End of Antiquity. Philadelphia, 2004*
- [9] *Kolb, Frank: Herrscherideologie in der Spätantike (Studienbücher Geschichte und Kultur der Alten Welt). Berlin, 2001*
- [10] *Leppin, Hartmut: (K)ein Zeitalter Justinians – Bemerkungen aus althistorischer Sicht zu Justinian in der jüngeren Forschung. In: Historische Zeitschrift 284, (2007) S. 659 – 686*
- [11] *Maas, Michael (Hrsg.): The Cambridge Companion to the Age of Justinian. New York, 2005*
- [12] *Meier, Mischa: Justinian. Herrschaft, Reich und Religion (C. H. Beck Wissen 2332). München, 2004*
- [13] *Meier, Mischa: Das andere Zeitalter Justinians. Kontingenzerfahrung und Kontingenzbewältigung im 6. Jahrhundert n. Chr. (Hypomnemata 147). Göttingen, 2003*
- [14] *Shahîd, Irfan: Byzantium and the Arabs in the Fifth Century. Washington, D. C., 1989*
- [15] *Treitinger, Otto: Die oströmische Kaiser- und Reichsidee nach ihrer Gestaltung im höfischen Zeremoniell. Jena, 1938*

Manuskripteingang: 3.3.2008  
Angenommen am: 10.6.2008



## Pfeilschifter, Rene

Dr. phil.

Studium Alte Geschichte und Klassische Philologie von 1991 bis 1997 an der Ludwig-Maximilians-Universität München ♦ 2002 Promotion zum Dr. phil. ♦ seit 1997 wissenschaftlicher Mitarbeiter, seit 2004 wissenschaftlicher Assistent am Institut für Geschichte, Philosophische Fakultät der TU Dresden